

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 196 Bromberg, den 29. August 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

1.

Der Dampfer von Newyork nach Westindien war seit einer Woche unterwegs. Während der ersten sechs Tage und Nächte hatte an der Ostküste Nordamerikas ein Sturm getobt. Der Kapitän war kaum von der Kommandobrücke gekommen. Von den wenigen Passagieren der Ersten Klasse war nur einer zu den Mahlzeiten erschienen. Die anderen hatten die ganze Zeit über seekrank in ihren Kojen gelegen. Erst am Nachmittag des siebenten Tages besserte sich das Wetter. Die Passagiere kamen, einer nach dem anderen, zum Vorschein, und die abendliche Hauptmahlzeit fand sie zum erstenmal unter dem Vorsitz des Kapitäns im Speisesaal versammelt. — Schon wenige Stunden später sollte der erste Zwischenhafen angelaufen werden: Port au Prince auf der Insel Haiti, die Hauptstadt der gleichnamigen Republik. Drei von den Passagieren wollten das Schiff dort schon wieder verlassen.

Da man einander noch kaum kannte, wurde beim Essen nicht viel gesprochen. Erst als man schon beim Mokka angelangt war, kam eine kurze, aber desto lebhaftere Unterhaltung in Gang. Sie wurde veranlaßt durch die Bemerkung eines Schweizer Ehepaares, das auf seiner Hochzeitsreise gleich eine Weltreise machte und sich als nächstes Reiseziel die Insel Trinidad ausersehen hatte.

Die ebenso hübsche wie unwissende junge Frau sagte plötzlich mit einem abenteuerlustigen Aufleuchten in den Augen: „Also morgen werden wir nun die ersten richtigen wilden Indianer sehen!"

„Wo denn, gnädige Frau?" fragte der behäbige Kapitän trocken.

„Ich denke, das Schiff hält drei Tage in Haiti, und wir können so lange an Land gehen?"

„Ja, ja — es ‚hält' schon — und an Land dürfen Sie auch. Aber um auf Haiti Indianer zu sehen, hätten Sie Ihre Reise vierhundert Jahre früher machen müssen. Die sind nämlich schon von einem gewissen Herrn Kolumbus und seinen Nachfolgern so ziemlich ausgerottet worden."

Der junge Ehemann sprang ritterlich ein: „Meine Frau hat sich natürlich nur versprochen. Sie wollte sagen: die ersten wilden Neger."

Aber damit kam er schlecht bei ihr an: „Du vergißt, mein Guter, daß Haiti nicht zu Afrika, sondern zu Amerika gehört."

Mister Trewman, ein Newyorker Geschäftsreisender, unterdrückte ein Lachen und belehrte das Ehepaar: „In Haiti gibt es weder wilde Indianer, noch wilde Neger. Die Bevölkerung besteht zwar zum größten Teil aus Schwarzen, aus Nachkommen der einst aus Afrika dorthin verschleppten Sklaven. Aber die sind längst alle Christen geworden und die zahmsten Menschen der Welt."

Ein hübscher junger Mann schüttelte verwundert den Kopf: „Komisch! Und ich habe doch gerade über die Insel Haiti so seltsame und unheimliche Dinge gelesen."

Mister Trewman lächelte überlegen. „Ja, ja, — ich weiß schon: von Wudu und vom Schlangengott Damballa, von Baron Samedi und von Negermagie. Aber diese Dinge gehören zu fünfzig Prozent der Vergangenheit an, und die anderen fünfzig Prozent sind Erfindungen sensationshungriger Europäer."

„Schade!" meinte der junge Mann. „Ich hatte mich gerade darauf gefreut, ein paar interessante Abenteuer zu erleben."

„Ah, Sie gehen auch schon in Port au Prince von Bord?" fragte der Geschäftsreisende.

„Jawohl."

„Für dauernden Aufenthalt in Haiti oder nur in vorübergehenden Geschäften?"

„Weder das eine, noch das andere. Ich mache eine Vergnügungsreise. Eigentlich hatte ich Europa besuchen wollen. Aber das ist ja jetzt fast unmöglich. Der Hexensabbat ist ja dort drüben noch immer in Gang."

„Und wie kommen Sie gerade auf Haiti — als Ersatz für die Europareise?"

„Mein Onkel hat dort ein Import- und Exportgeschäft — John Sprink u. Co. in Port au Prince."

Ein alter Herr — jener einzige Passagier, der nicht seekrank geworden war, — hatte bei Nennung dieser Firma den Kopf gehoben und den jungen Mann gemustert. Es hatte den Anschein, als ob er etwas sagen wollte. Aber er besann sich anders und schwieg.

Dafür aber rief Mister Trewman fast bewundernd: „Ah — der Neffe von John Sprink! So, so. Nun, dann sind Sie ja gut eingeführt."

„Sie kennen Haiti wohl gut?" fragte der junge Mann.

„Wie meine Westentasche, — jeden Platz, die ganze Küste entlang, von Fort Liberté angefangen bis nach Marigot hinunter."

Der alte Herr stieß jetzt ein kurzes spöttisches Lachen aus, erhob sich und verließ mit einem flüchtigen Kopfnicken die Tafelrunde.

Die anderen blickten ihm verwundert nach.

„Nanu? — Was ist denn dem in die Krone gefahren?" murmelte der Geschäftsreisende, fuhr aber gleich wieder in seiner lauten, etwas aufdringlichen Art fort: „Jedenfalls werden Sie von Haiti nicht enttäuscht sein, Mister Sprink, denn..."

„Ich heiße Barring", unterbrach der junge Mann. „Oliver Barring aus Washington. Mister Sprink ist der Bruder meiner Mutter."

„So, so. Nun ja, Mister Barring, langweilen werden Sie sich in Port au Prince jedenfalls nicht. Wenn auch Haiti nicht Ihren abenteuerlichen Erwartungen entspricht, amüsieren kann man sich dort besser als in Washington. Verwünscht hübsche Weiber gibt es dort."

Der junge Schweizer Ehemann räusperte sich vernehmlich.

Trewman bemerkte nichts von diesem schüchternen Protest. Auch Oliver Barrings überraschte Miene mißdeutete er und redete lebhaft weiter: „Ach, Sie denken wohl, alle Haitianerinnen wären schwarz? Nee, nee. Kommen Sie nur mal in die elegante Gesellschaft von Port au Prince! Da können Sie Frauen sehen... !" — Er schnalzte mit der Zunge. — „Und durchaus nicht alle so spröde wie bei uns in den Vereinigten Staaten, — wenn sie auch nach außen hin so tun, als ob sie..."

Der Kapitän, der schon ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch getrommelt hatte, hielt es für seine Pflicht, diesem Ton des Gesprächs ein Ende zu machen: „Ich glaube, Mister Trewman, Ihr informatorischer Vortrag dürfte sich besser für den Rauchsalon eignen."

Mister Trewman machte erst ein recht verdutztes Gesicht, bekam dann einen roten Kopf und murmelte, einen scheuen Seitenblick nach der jungen Schweizerin werfend: „Oh, Verzeihung, ich hatte tatsächlich ganz vergessen..." — Die Lust zu weiteren Auskünften über Haiti schien ihm vorläufig vergangen zu sein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gegen elf Uhr nachts lief der Dampfer bei fast völliger Windstille unter einem klaren Sternenhimmel langsam in die Bucht von Port au Prince ein. Die Passagiere standen auf dem Promenadendeck und schauten, auf die Reling gelehnt, zu dem Lichtmeer der Stadt hinüber, die sich in großem Bogen am Meer entlang- und die umgebenden Hügel hinaufzog.

Mister Trewman begann jetzt von neuem, dem jungen Barring die Zivilisation der Negerrepublik, in der er wahrscheinlich gute Geschäfte machte, zu preisen: „Natürlich klappt nicht alles so wie bei uns zu Hause; aber Haiti ist doch ein geordneter Staat mit einem Präsidenten, mit Parlament, Ministerien, Gerichten, Krankenhäusern, Kirchen, Klubs. Die Kriminalität ist gering, Mord so gut wie unbekannt. Der Respekt vor der Freiheit des Individuums ist sogar größer als in manchen europäischen..."

„Ja, so groß," — unterbrach da eine höhnische Stimme — „daß einem auf jedem Markt Kinder zum Kauf angeboten werden, zwecks Aufzucht zu brauchbarem Hauspersonal; oder nennen wir's richtiger: zu Haussklaven."

Die beiden hatten sich erstaunt umgewendet. Hinter ihnen stand der alte Herr, dem jetzt endlich die Geduld gerissen war.

Voller Eifer fuhr er fort: „Und was den Mord betrifft... Ich will ja nicht bestreiten, daß ein Europäer jetzt im allgemeinen seines Lebens sicher ist. Aber Haiti hat immerhin die blutigste Geschichte, die es überhaupt gibt. Und bei allem äußeren Christentum sind die meisten Haitianer nach wie vor ihrer alten heidnischen Religion, dem Wudu, ergeben.

„Aber erlauben Sie!" protestierte der Geschäftsreisende jetzt. „Ich kenne doch auch..."

„...nur die von der Zivilisation vermanschten und verpanschten Küstenplätze, wie ich aus Ihren früheren Bemerkungen bei Tisch entnehmen muß. Oder haben Sie vielleicht schon einmal einen Houmfort betreten? Haben Sie jemals einem Petro-Service beigewohnt? — Sehen Sie, Sie wissen nicht einmal, was diese Worte bedeuten." Und nun wandte sich der alte Herr zu dem höchst erstaunten Oliver Barring: „Glauben Sie mir, der ich seit siebenunddreißig Jahren auf dieser Insel wohne... — Ich habe nämlich Baumwollplantagen und komme dauernd mit den Bewohnern des Binnenlandes in Berührung. Übrigens bin ich mit Ihrem Onkel gut bekannt. Ich heiße Douglas Spencer. — Also glauben Sie mir, junger Mann, daß Haiti ein höchst seltsames und rätselvolles Land ist — und durchaus nicht so einfach zu durchschauen, wie dieser Herr hier meint."

„Das ist ja köstlich!" rief Oliver Barring belustigt. „Jeder von den Herren behauptet gerade das Gegenteil, von dem, was der andere sagt! Was soll also man nun glauben?"

Da ging ein versöhnliches Lächeln über das Gesicht des alten Herrn und er erklärte: „Gut, wir wollen uns nicht ereifern, sondern gerecht und objektiv bleiben. Was unser Businessman hier erzählt, stimmt schon zum größten Teil. Die Haitianer können wirklich sehr nett sein. Aber Haiti hat eine Vorderseite und eine Rückseite. Der Herr hier kennt nur die Vorderseite, ich aber kenne beide. Hinter dieser großen Stadt dort drüben, — hinter den Ministerien und Kirchen und Klubs breitet sich eine Wildnis aus, bewohnt von echten Afrikanern mit allen ihren guten und bösen Instinkten. Und das ist vielleicht gerade ein Glück für das Land, denn von diesen urwüchsigen Naturmenschen kommt die Widerstandskraft gegen den zersetzenden Einfluß der sogenannten Zivilisation. Und Wudu samt seinen Göttern und Göttinnen und Priestern und Priesterinnen steht noch heute so unerschüttert auf der Höhe seiner Macht wie vor Hunderten von Jahren. Aber bis zu diesen Dingen dringt man nur mit verständnisvollem Interesse vor und nicht mit Musterkoffern."

Herr Trewman war schon bereit gewesen, sich der größeren Erfahrung Spencers zu beugen. Doch die letzte Bemerkung ärgerte ihn und reizte ihn von neuem zum Widerspruch. „Nun, ich will Ihnen Ihren Glauben nicht nehmen", meinte er spöttisch. „Vielleicht glauben Sie sogar an den Schwindel von den Zombies."

„Zombies?" fragte Oliver Barring neugierig. „Was ist denn das nun wieder?"

„Ein von europäischen Reportern erfundenes Märchen!" rief Trewman bissig. „Ich habe selbst verschiedene Haitianer danach gefragt. Sie verstanden überhaupt nicht, was ich meinte."

„Taten wenigstens so, als ob sie es nicht verstünden", verbesserte Spencer. „Nein, es handelt sich leider durchaus nicht um ein Märchen, sondern um das Entsetzlichste, was es überhaupt gibt. Reden wir lieber gar nicht davon."

Aber da protestierte Oliver: Es gehe nicht an, ihn erst neugierig zu machen und sich dann in Schweigen zu hüllen.

Mister Spencer gab nach: „Nun, meinetwegen, wenn Sie's durchaus wissen wollen. — Zombies sind... Tote, die man wiedererweckt hat, — natürlich nur zu einem Scheinleben. Bald ist persönliche Rache im Spiel, bald nackte Gewinnsucht; denn man mißbraucht diese lebenden Toten — oder wenn Sie so sagen wollen: diese toten Lebenden zu schwerster Sklavenarbeit."

Oliver hatte den alten Herrn ganz entsetzt angestarrt. „Aber was binden Sie mir da auf!" rief er jetzt entrüstet. „So etwas gibt es doch nicht auf der Welt."

„Nur in Haiti gibt es so etwas", beharrte Spencer mit düsterer Stimme.

„Nur in Büchern über Haiti gibt es so etwas, sollten Sie sagen", warf Trewman spöttisch ein. „Oder haben Sie vielleicht schon selbst Zombies zu Gesichte bekommen, Mister Spencer?"

„Allerdings, — wenn auch nur einmal. Es waren fünf... beinahe hätte ich gesagt: Personen. Aber so kann man sie ja nicht mehr nennen."

„Und woran erkannten Sie, daß es Zombies waren?" erkundigte sich Trewman, immer ein spöttisches Lächeln auf den Lippen.

„Ich glaube, Mister Trewman, selbst Sie hätten auf den ersten Blick erkannt, daß das keine wirklich Lebenden mehr waren, — und dann —..." Spencer verstummte und legte die Hand über die Augen. Seine Schultern bewegten sich, als schüttele ihn die Erinnerung an etwas unsagbar Grauenhaftes.

„Verzeihen Sie, Mister Spencer", sagte Oliver. „Dieser rein subjektive Eindruck, den Sie beim Anblick jener Leute hatten, ist doch noch kein Beweis, daß es wirklich..."

„Nein, gewiß nicht", unterbrach Spencer. „Und ich hätte es auch noch immer nicht geglaubt, daß es Zombies waren, wenn nicht unter ihnen einer gewesen wäre, den ich kannte, — einer meiner eigenen Arbeiter, der ein halbes Jahr zuvor gestorben und in meiner Gegenwart... begraben worden war."

„Gütiger Himmel!" rief Oliver Barring ganz verstört. „Wenn das wirklich möglich wäre, dann muß man sich ja hüten, in Haiti krank zu werden; denn wenn man dort stürbe, dann könnte es einem ja passieren, daß man..." Ein Schauder überlief den jungen Mann und hinderte ihn am Weitersprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Fahrt.

Skizze von Herbert Kunze-Leipzig.

In der Halle des „Grand-Hotel"; Tabakswolken steigen auf, Zeitungen rascheln, eine Atmosphäre von Wohnlichkeit und Behagen.

Susanne Mackenrodt ist nicht mehr jung. Sie hat müde Augen, einen welken Mund und führt einen verzweifelten Kampf gegen das Sport-Journal — jawohl das Sport-Journal! Umständlich entfaltet sie das Blatt, und plötzlich bekommen ihre grauen Augen einen warmen Glanz. „Hans Brasch", steht da in großen Lettern, „der neue Meister startet erstmalig bei der morgen beginnenden Deutschlandfahrt." Susanne schließt glücklich für eine Sekunde die Augen, ein stiller Jubel faßt ihr Herz. Da schrecken sie eilige Schritte auf: Hans Brasch steht vor ihr! Ein hübscher, zwanzigjähriger Junge mit blauen Augen in dem energischen Gesicht.

„Hans —?! Wie geht es Ihnen?" Sie weiß nicht, ob sie weiterfragen soll, und hebt das Kinn. Hinter Zeitungen tauchen Köpfe auf. Endlich sagt sie leise: „Kommen Sie mit auf mein Zimmer!" Sie trippelt voran. Einige Lorgnons folgen den beiden bis zum Fahrstuhl, der sie in seinem eisernen Käfig aufwärts trägt.

Hans Brasch sitzt unruhig in einem Sessel. Himmel, wenn er doch etwas sagen könnte! Er hat leere Hände und ein leeres Herz.

„Ich bin Ihnen ja so dankbar, gnädige Frau."

„Aber Hans!" Wie eine schmale Säule steht sie mitten im Zimmer. „Ist alles bereit für die Fahrt? Sie sollten jetzt schlafen gehen. Versprechen Sie mir das!" In ihrem Ton liegt eine sanfte Gewalt. Hans küßt ihr schließlich verwirrt die Hand und stößt beim Hinausgehen an die Schwelle. Susanne steht noch immer mitten im Zimmer und starrt auf das Tapetenmuster.

Vor zwei Jahren hat sie den blonden Jungen auf der Olympia-Bahn aufgelesen. Damals war er noch Programmverkäufer und schlief nachts in irgend einer Laubenkolonie. Susanne Mackenrodt hatte Beziehungen. Sie war reich. Bald erfüllte sie ihm seinen Herzenswunsch: Eine Anstellung bei den Fahrradwerken Atlantis. Hans Brasch war ehrgeizig und tapfer. Jetzt trug er das Trikot der Meisterschaft und hatte die Zuneigung des Publikums. — Hundertzwanzig Radfahrer stehen am Start. Die nackten Schenkel glänzen vom Massageöl. Wie dunkle Schlangen liegen die Ersatzreifen um die Schultern. Pfleger und Mechaniker flüstern mit ihren Schützlingen. Letzte Vorbereitungen für die große Fahrt durch Deutschlands Gaue.

Die Räder rollen. Ein Meer von Schultern und tretenden Beinen. „Viel Glück, Hans Brasch!" ruft eine Frauenstimme, als die Fahrer in der ersten Kurve einen dunkelblauen Achtzylinder passieren. Susanne Mackenrodt steht steif im offenen Wagen. Ein langer Seidenschal flattert im Winde.

Gleich vom Start weg wird Tempo gefahren. In einiger Entfernung folgen die Pressewagen und einige unentwegte Amateure. Hans Brasch liegt tief über den Lenker gebeugt. Seine Beine treten mit der Gleichmäßigkeit einer Maschine. Wie ein Reigen huschender Irrwische gleitet das Feld durch den Morgen. Einer hat Defekt. Blitzschnell werden die Reifen gewechselt. Weiter geht die Jagd. Friedliche Bauernhäuser liegen an der Straße. Kontrolle. Dampfende Schüsseln. Weiter. Eine Eisenbahnschranke trennte das Feld. Drei Fahrer überklettern die Barriere und entkommen. Das kirschrote Trikot von Hans Brasch ist dabei. Die Sonne beginnt zu brennen. Scharfe Kurven, Dörfer, Villen. Frauenarme winken, Taschentücher grüßen. Der Schweiß zieht Rinnen in das staubverklebte Gesicht. Ein breites Band — erste Tagesetappe! Sie kommen! Sie kommen! Hans Brasch wird mit einer Minute Rückstand guter Dritter. Weiche Betten warten, Duschen laufen über heiße Körper. Der Wind bringt ab und zu einen Fetzen Marschmusik. — —

Dreißig Fahrer liegen noch immer in der Spitzengruppe. Alabasterweiß zieht sich die ewige Straße. Winkende Gipfel mit tragischer Nacktheit im Blauen. Mit letzter Kraft zum Kamm. Freilauf! Auf Serpentinen in irrsinnigem Tempo ins Tal. Thüringen, Rheinland, Baden, Bayern! Bergwege und sonnendurchglühte Landstraßen. Sanfte Wiesen, duftige Kleider, Beifall und Schlafen. Hans Brasch liegt noch immer gut im Rennen. In Süddeutschland findet er einen Eilbrief von Susanne: „— wenn diese Blätter Sie erreichen, mein lieber großer Junge, haben Sie schon ein großes Stück der beschwerlichen Reise hinter sich. — Es ist sechs Uhr. Noch scheint mir die Sonne aufs Papier. Dieselbe Sonne, unter der Sie soviel zu leiden haben. — —"

Merkwürdig denkt Hans, das erste Mal, daß ich an sie denken muß. Am Abend bummelt er durch die Stadt. Von den Kaffeehausterrassen weht leichte Musik. Dort wird im Freien getanzt. Das lockt. Die Geigen ziehen Hans aufs Parkett. Und er tanzt, als ob er statt der tausend Kilometer nur zehn in den Beinen hätte.

Katharina ist schön. Und jung! Wein funkelt in Karaffen. Man tanzt bis zum letzten Tanz. Dann gehen die beiden durch die stillen Straßen nach Hause. Hans ist toll verliebt. Er nimmt Katharinas Kopf zwischen die Hände und küßt lange den frischen Mund . . .

Die durchzechte Nacht rächt sich. Die Straße ist sandig, das Gras verdorrt. Eine Kurve bringt Gefahr. Achtung —! Schon liegt ein Knäuel Menschen schreiend auf der Erde. Hans fühlt einen brennenden Schmerz. Sein rechtes Bein ist vom Knöchel bis zur Hüfte eine einzige Wunde. Blut läuft in dunklen Streifen auf die staubigen Schuhe. Ein Weinbrand bringt ihn bald wieder auf die Beine. In blitzschneller Fahrt geht es hinter dem entschwundenen Felde her. Schon winkt in zwei Tagen das Ziel. In Breslau findet er ein langes Telegramm: „Mit Ungeduld lese ich die Abendblätter: Brasch in der Spitzengruppe. Mein Herz schlägt toll. Ach, wird das ein herrlicher Tag sein, wenn Sie die Ehrenrunde fahren. Ich werde in der ersten Reihe sitzen — ganz vorn. Dann werden wir nach Möllensee fahren in mein kleines Haus. Sie kennen es doch, inmitten der vielen Rosen. Im umarme Sie in Zärtlichkeit, Susanne."

Hundertzwanzig Fahrer waren an den Start gegangen. Jetzt stürmten zweiundzwanzig abgehetzte, narbenbedeckte Männer dem Ziele zu. Hans Brasch fährt wie im Traume. Er denkt an blaue Augen, an einen lächelnden jungen Mund — an Kathi, an Katharina! Sie hat ihm fest versprochen, im Stadion zu sein, und sie wird da sein, daß weiß er.

Immer enger umsäumen Menschen die Straßen und Plätze. Die Fahrer werden vom Wirbel der großen Stadt gepackt und treten um ihr Leben. Die Luft dröhnt. Orangen — Pfefferminz — Kaugummi! Die Tore der Rennbahn tun sich auf. Hände klatschen wie besessen. Alle schreien wie im Rausch. Das Feld rast um das Oval. Ein Heer Photographen steht wartend an der Zieltribüne, um den Endspurt zu knipsen.

Blaue Augen und ein junger Mund — das ist entscheidend! Mit Vorderradlänge geht Hans Brasch als erster durchs Ziel. Tosender Beifall wie Gewittersturm, Blumen, Ehrenrunde, Händeschütteln — er schwankt fast vor Glück. Seine Augen suchen und finden die kleine Katharina. Vor fünfzigtausend Menschen küssen sie sich. Jetzt sieht er knabenhaft jung aus und lächelt selig. Wie ein Kind nimmt er sie auf die Arme und trägt sie unter lautem Jubel von der Bahn. — —

Ein dunkelblauer Achtzylinder fährt langsam nach Möllensee. In einer müden, welken Hand sterben rote Rosen.

Der Pilzkenner.

Skizze von Hans Eberhard v. Besser.

Doktor Mertens wanderte, ein wenig nach vorn geneigt, die spähenden Augen auf den Boden geheftet, durch den morgenfrohen Wald. Tief sog er die Luft ein, er nahm wie ein Spürhund die Witterung auf, überall roch es nach Pilzen. Über Nacht war ein leiser Regen niedergegangen, und nun leuchteten ringsum die bunten Kappen der frischen Pilze, bescheiden und einfach, oder verlockend und grellfarbig.

Doktor Mertens war heute nicht sehr bei der Sache. Er, der leidenschaftliche Pilzsucher, der erfahrene Pilzkenner, fühlte kein Suchfieber. Ja, er philosophierte auch nicht, wie sonst. Es war ihm gleichgültig, ob die einfachen, bescheiden aussehenden Pilze die wertvollen und guten und

die protzigbunten und verführerischen die giftigen und schlechten seien.

Gewohnheitsmäßig nur bückte er sich. Ohne recht bei der Sache zu sein, sammelte er die Pilze, die am Wege standen.

Fräulein Berta Ziekusch hatte ihm gekündigt. Schon bei Jahren, wollte sie noch in den heiligen Stand der Ehe treten. Die brave Ziekusch! In Mertens lebte die Erschütterung nach, die ihn bei dem Geständnis seiner Wirtschafterin erfaßt: Die Ziekusch wollte heiraten! Mertens zog umständlich sein Taschentuch hervor, putzte die mächtige Brille und sah mißbilligend in den Wald hinein, als seien die Bäume mit ihren roten Stämmen lauter Wirtschafterinnen. Er setzte ärgerlich die Brille wieder auf. Die brave Ziekusch kochte gut, hielt das Haus in Ordnung, war das Muster einer Wirtschafterin, man lebte seit Jahren in vollster Harmonie und nun — Mertens dachte mit Entsetzen an die Suche nach einer neuen Kraft, an die Umstellung, an das Fremde. Bisher hatte er in jeder Weise seine Bequemlichkeit gehabt, die Ziekusch wußte, wie und was er gekocht haben wollte und jetzt — —

Wieder bückte sich Mertens, nahm einen Pilz auf, ein gefällter Baumstamm zeigte sich, übel gelaunt ließ sich der Doktor nieder. Da saß er nun mit seiner Junggesellenherrlichkeit! Er hatte nie an das Heiraten gedacht. Bot sich einmal die Gelegenheit, dann war er zu schwerfällig gewesen, sie zu nützen. Er hatte sich mit seinen Pilzen beschäftigt, mehr mit Pilzen als mit Menschen verkehrt, so war das Leben dahingegangen; schon ergraute sein Haar an den Schläfen. Und nun heiratete die Ziekusch! Nie hatte er diese Möglichkeit in Betracht gezogen. Während Doktor Mertens düster in die leuchtende, flimmernde Waldferne sah, bemerkte er plötzlich ein junges Mädchen, das im losen, zartblauen Kleide, ein Käppchen auf dem blonden Haar, langsam näher kam. Hin und wieder bückte es sich — eine Pilzsammlerin! Mertens sah kritisch hinüber, er fühlte sich als Pilzkenner für alle Pilzsammler verantwortlich. Die junge Dame kam näher. Mertens kniff die Augen zusammen und verfolgte jede Bewegung mit Luchsaugen und da — ein Zucken durchlief seine Züge, da wanderte ein Pilz in den Beutel, ein Pilz, der giftig war! Schon hatte sich der Pilzkenner erhoben, mit amtlichem Schritt bewegte sich Mertens auf die Sucherin zu. Er lüftete den Hut und stellte sich vor, mit einem Griff hatte er den Beutel in der Hand und untersuchte ihn.

„Mein gnädiges Fräulein, Sie kennen die meisten Pilze nicht", sagte er drohend und vorwurfsvoll zugleich.

Die junge Dame lachte. „Sehr gut möglich, mein Herr. Ich bin heute zum ersten Male als Pilzsucherin ausgezogen. Meine Pilztafel habe ich zu Hause gelassen. Ich kenne tatsächlich nur wenige Sorten genau. Natürlich hätte ich zu Hause erst eine genaue Prüfung vorgenommen."

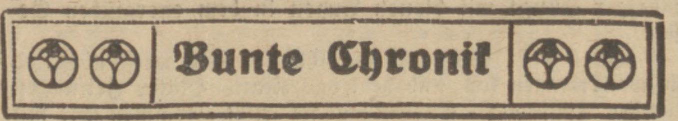
Doktor Mertens betrachtete das bildhübsche, junge Ding, zwei Grübchen wurden in den rosigen Wangen lebendig; der Pilzkenner wurde bei diesem Anblick versöhnlich und milder gestimmt. Mit einer einladenden Handbewegung schritt er zu dem Baumstamm voraus, blitzschnell hatte er eine Pilztafel hervorgezogen, breitete den Inhalt des Beutels aus, dann begann der Pilzkenner einen Vortrag, er sprach mit Leidenschaft und Eifer. Die aufmerksamen, erstaunten Mädchenaugen feuerten ihn an, Doktor Mertens war bald in großer Form. Triumphierend nahm er den Giftreizker in die Hand, seine Stimme lockte Eichhörnchen und Nußhäher herbei.

„Die rötlich braune Farbe dieses Pilzes ist von der orangeroten Färbung des echten, guten Reizkers bei flüchtigem Hinschauen kaum zu unterscheiden, beide gehören zu den Blätterschwämmen, ihr Saft ist milchig weiß."

Mertens demonstrierte und zerbrach den Pilz. So ging es weiter, der Pilzkenner kam ins Philosophieren, und Ria Holm saß, die Hände um die schmalen Knie geschlungen, aufmerksam zuhörend neben dem Manne. Hin und wieder sah sie zu ihm auf, dann begegneten ihr ein paar gute, treue Augen hinter blinkenden Brillengläsern. Man sprach bald über dieses und jenes, und Ria fühlte sich seltsam frei. Das Bureau mit seiner hetzenden Schreibmaschine, dem rasselnden Fernsprecher, dem Hin und Her, den Wänden, die oft nahe heran zu kommen schienen, als wollten sie alles, sie und ihr Leben, zerdrücken, entwich in weite, weite Ferne. Die Welt tat sich auf, groß, frei und licht — oder war es nur ihr erster Urlaubstag, der sie so innerlich frei machte? Langsam schritten die beiden Menschen durch den Wald, Doktor Mertens trug den Pilzbeutel der jungen Dame. Liebevoll ruhte sein Auge auf Ria Holm, er sah die schmalen Hüften, das rote Mützchen. Wie ein blutjunger, morgenfrischer Pilz mutete sie ihn an. Er erkannte, daß es ein ganz echter und wertvoller war!

Als Ria Holm an diesem Tage heimkehrte und ihrer Mutter ihre Pilze zeigte, ergriff diese den prächtigen, riesigen Steinpilz, der oben auf lag.

„Ein richtiger Glückspilz", lachte Ria glücklich, und sie dachte an Mertens, der den Pilz beim Abschied zu den ihren getan; dachte an das morgige Wiedersehen. Und das Glück sang in ihrem Herzen.



Feuchtes Moos brütet Schlangen aus.

Im Zoologischen Garten in Antwerpen legte vor einiger Zeit ein Python zwölf Eier. Da das Tier keinerlei Anstalten traf, sie selbst auszubrüten, wie es die meisten Riesenschlangen zu tun pflegen, machte die Leitung des Zoo den Versuch, durch ein Eingreifen ihrerseits den Bestand an den wertvollen Reptilien zu erhöhen. Die Eier wurden in feuchtes Moos gepackt und dann ihrem Schicksal überlassen, in der Hoffnung, die sich durch Selbsterhitzung des Mooses entwickelnde Wärme würde zum erstrebten Ziel führen. In der Tat sind kürzlich aus fünf Eiern kleine Schlangen von 50 Zentimeter Länge ausgeschlüpft, die sich sämtlich bester Gesundheit erfreuen.

Ein Baby zu verkaufen.

In einer Moschee in Kairo wurde ein Eingeborener festgenommen, als er während des Gottesdienstes versuchte, ein 1 Jahr altes Kind zu verkaufen. Er hatte das Baby in ein paar schmutzige Lappen gehüllt und bot es jedem Eintretenden zum Kauf an, indem er mit flüsternder Stimme erzählte, das Kind sei von hoher Abstammung, man könnte ein großartiges Geschäft damit machen. Der Polizei von Kairo ist es bisher noch nicht gelungen, die Eltern des Kindes festzustellen. Der Festgenommene weigert sich hartnäckig, etwas über die Herkunft des Babys zu verraten.



Freundinnen.



„Dein Bräutigam gefällt mir aber gar nicht, der kann doch nicht mal mir und mich unterscheiden."

„Das ist ja noch gar nichts, deiner erst kann mich und dich nicht unterscheiden!"

Literatur.

„Schätzen Sie Schiller?"

„Kommt nicht in Frage, soll mal was mit Räubern zu tun gehabt haben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.